

## Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert

*Johannes F. K. Schmidt*

### 1. Einleitung

Das 18. Jahrhundert wird häufig als das »Jahrhundert der Freundschaft« bezeichnet (z. B. Tenbruck 1964; Salomon 1979; Rasch 1936), da es durch eine nahezu inflationäre Zahl von Romanen, Gedichten, Dramen, Zeitschriften und Ratgebern, die sich mit der Freundschaft befassen,<sup>1</sup> und durch eine Reihe prominenter Freundschaftsgruppen<sup>2</sup> gekennzeichnet ist. Der Freundschaftsdiskurs des 18. Jahrhunderts ist aber auch durch eine erstaunliche Nähe zur Liebessemantik charakterisiert, mehr noch: der das Jahrhundert kennzeichnende Freundschaftskult »wird im semantischen Feld der Liebe zelebriert« (Bovenschen 1986, 96). Zugleich vollzieht in diesem Jahrhundert die Ehe den Übergang von einer Standes- zu einer Gefühlsbeziehung und greift bei diesem Prozess auch auf das Freundschaftsmodell zurück, zeitweise wird die Ehe als höchste Form der Freundschaft empfunden. Diese Befunde legen die These nahe, dass in dieser Zeit Liebes- und Freundschaftsdiskurse nicht strikt voneinander differenziert waren, sondern Freundschaft und Liebe als funktional äquivalente Semantiken der Individualisierung und Intimität verstanden werden müssen, die im Prozess der Ausdifferenzierung intimer Beziehungen im 18. Jahrhundert eng aufeinander bezogen sind. Berücksichtigt man einerseits die Entwicklung des Freundschaftskonzepts, das im Zuge der Ausbildung des Empfindsamkeitstopos' eine Verbindung von Vernunft und Emotionalität herstellt, und vollzieht man andererseits die Etablierung des Konzepts der Liebes-

1 Vgl. nur die Bibliographie zur Freundschaft im 18. Jahrhundert von Wolfram Mauser und Eckard Meyer-Krentler (1991); der dort zugrundegelegte »Index deutschsprachiger Zeitschriften 1750–1815« der Universität Göttingen kommt auf über 1500 Eintragungen. Siehe auch die Vielzahl der berücksichtigten Titel in der Studie Meyer-Krentlers (1984) über die Freundschaftsmotive im deutschsprachigen Roman des 18. Jahrhunderts.

2 Zu nennen sind hier insbesondere der Kreis um Gleim in Halberstadt, der Freundschaftsbund um Thomasius, Pyras und Lange in Halle, die Verbindungen um Wolff und Gellert in Leipzig sowie der Göttinger Hainbund.

Johannes F. K. Schmidt

---

heirat im 18. Jahrhundert nach, die wesentlich mit der Frage der gesellschaftlichen Einpassung einer exklusiven Beziehung konfrontiert war, so zeigt sich, dass beide Beziehungskonzepte zunächst durch unterschiedliche sozialstrukturelle Plausibilitäten gekennzeichnet sind. Die zeitweilige Prominenz der Freundschaftsvorstellungen auch in der Ehebeziehung ist, so die hier vertretene These, wesentlich Ergebnis einer zunächst größeren gesellschaftlichen Rückbindung des Freundschaftsverständnisses. Mit der Etablierung der romantischen Liebe in der Ehe kommt es dann aber schnell zu einer Abwertung des Freundschaftskonzepts in der Liebesbeziehung, so dass schließlich im Bereich der intimen Beziehungen die Liebessemantik die Freundschaft fast vollständig verdrängt.<sup>3</sup>

Mit dieser These stehen die folgenden Überlegungen im Kontext eines (historischen) Forschungsprogramms, das das 18. Jahrhundert mit dem Beginn einer neuen Gesellschaftsepoche verbindet: Reinhart Koselleck (1972) hat dafür den Begriff der »Sattelzeit« geprägt als Bezeichnung für eine Zeit, in der ein »Umwandlungsprozess zur Moderne« stattgefunden hat, der insbesondere in einer Neubestimmung zentraler Begriffe der politisch-sozialen Sprache zum Ausdruck kommt. Die soziologische Systemtheorie Niklas Luhmanns, die ebenfalls von einem Korrelationsverhältnis von Sozialstruktur und Semantik ausgeht (Luhmann 1980; Stichweh 2000), beschreibt diese Phase als einen Wechsel der Gesellschaftsstruktur von stratifikatorischer zu funktionaler Differenzierung. Man kann nun davon ausgehen, dass der Veränderung der Semantik im Bereich der Makrostruktur der Gesellschaft, die Koselleck und auch Luhmann primär im Blick haben, Umstellungen auch im Bereich der Semantik, die für die sozialen Nahbeziehungen konstitutiv ist, entsprechen.<sup>4</sup> Dem liegt eine strukturelle Innovation in der Gesellschaft zugrunde, die sich im Windschatten der Austausch des Prinzips der Primärdifferenzierung vollzieht: Erst mit der Umstellung der Primärdifferenzierung der Gesellschaft von Stratifikation auf Funktion kommt es nämlich überhaupt zu einer gesellschaftsweiten Differenzierung von unpersönlichen und persönlichen Bezie-

---

3 Die folgenden Überlegungen sind entstanden im Kontext des soziologischen Teilprojekts des von der VolkswagenStiftung geförderten interdisziplinären Projektverbundes »Freundschaft und Verwandtschaft«, das an verschiedenen, historisch unterschiedlich lokalisierten Phänomenen die These überprüft, ob die Freundschaft nicht häufig als eine Überleitungsformel fungiert, die neue soziale Beziehungen, die auf einen Komplexitätszuwachs der Gesellschaft reagieren, temporär begleitet, bis diese in andere soziale Institutionen überführt werden, für die sich der Bezug zur Freundschaftsvorstellung in der Folge weitgehend verliert. Das Verhältnis von Freundschaft, Liebe und Ehe im 18. Jahrhundert wird als ein Anwendungsfall dieser These verstanden. Ich danke Hartmann Tyrell für argumentative wie begriffliche Präzision anmahnde Hinweise zum Text.

4 Ansätze zu einem solchen dann nicht durchgeführten Projekt finden sich in Jägers (1988) »Gefühlswortschatz«-Lexikon.

---

## Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert

---

hungen, wie sie heute selbstverständlich ist: Die persönliche oder intime Beziehung im modernen Sinne, d. h. eine partikularistische, nur spezifische Einzelne verbindende und zugleich privatisierte Beziehung wird in dem Augenblick möglich (und nötig), in dem die Gesellschaft zunehmend auf depersonalisierter Kommunikation<sup>5</sup> aufruhrt, wie sie für die zunehmend rein funktionale Orientierung von Handlungszusammenhängen konstitutiv ist (s. dazu Silver 1997; vgl. a. Tenbruck 1964, 438f). Dem »kompetitiven Individualismus« auf Seiten der Berufsrollen und des öffentlichen Lebens korrespondiert dann ein »affektiver Individualismus« auf der Seite dessen, was man jetzt als persönliche (familiale, intime, freundschaftliche) Beziehung versteht (vgl. Stone 1977, 221ff). Die Herausbildung der modernen Individualität, die mit der Umstellung der Primärdifferenzierung der Gesellschaft einhergeht und der Differenz von persönlichen und unpersönlichen Beziehungen zugrundeliegt, ist allerdings kein problemloser Prozess; vielmehr heißt Individualität zunächst nur so viel wie die Nichtbestimmung des Einzelnen durch die Gesellschaft. Diese »Exklusionsindividualität« (Luhmann 1989, 158) bedeutet, dass sich das Individuum nicht mehr durch die feste Zuordnung zu einem gesellschaftlichen Bereich definieren kann, sondern primär durch die Bezugnahme auf sich selbst. Folge dieser Selbstbezüglichkeit ist nicht nur eine gesteigerte Reflexion der eigenen Subjektivität, sondern auch die Ausbildung einer Sensibilität für Gefühle als der Möglichkeit eines »unmittelbaren« Zugangs zu sich selbst. Diese Entwicklung wiederum hat einen zunehmenden Bedarf für eine soziale Abstützung der individualisierten Weltsicht zur Folge, die nun aber selbst individualisiert werden muss, d. h. nur in bestimmten, ausgewählten und »gesellschaftsfernen« Sozialbeziehungen erreicht werden kann. Der Bedarf nach einer »gemeinsamen Privatwelt« (Luhmann 1982, 18), in der die eigene idiosynkratische Weltsicht berücksichtigt und bestätigt wird, in der die Einheit des Individuums in einer zunehmend pluralisierten Welt überhaupt erst sichtbar gemacht wird, wird durch die Ausdifferenzierung persönlicher oder intimer Beziehungen abgedeckt: durch Freundschaft und Liebe.

## 2. Methodologische Vorbemerkungen

Wenn im folgenden von Liebe und Freundschaft gesprochen wird, ist damit nicht ein Gefühl im Sinne eines wie immer genau zu bestimmenden psychischen und physischen Zustand gemeint, sondern ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium (vgl. Luhmann 1997, 316ff),

---

5 d. h. vertraglich begründeter, monetarisierter, formalisierter usw. Kommunikation.

Johannes F. K. Schmidt

---

»nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen und sich mit all dem auf die Konsequenzen einstellen kann, die es hat, wenn entsprechende Kommunikation realisiert wird« (Luhmann 1982, 23).<sup>6</sup>

Damit ist impliziert, dass der »Fiktionsraum der Literatur« (Jäger 1990, 70) von besonderer Bedeutung ist. Einerseits kann man davon ausgehen, dass die Darstellung der Liebe und Freundschaft in der Literatur ihre Themen und Leitgedanken nicht zufällig wählt, sondern damit auf ihre jeweilige Gesellschaft reagiert. Andererseits gewinnt gerade im Bereich der sich ausdifferenzierenden intimen Beziehungen die Literatur eine ganz besondere Bedeutung, da sie den Möglichkeitsraum bietet, individualisierte Kommunikation überhaupt erst zu entwickeln: Die neue Erfahrung des Unzugänglichen des Gegenüber, das Nichtwissen um die konkrete Subjektivität des fremden Ichs wird behandelbar gemacht, indem die Literatur »Spielmaterial für Vorstellungen von dem anbietet, was im anderen vorgehen mag« (Jäger 1990, 70) und so eine Orientierung am (fiktiven) fremden Erleben möglich wird. Literarische Texte bringen also nicht nur Gefühle zum Ausdruck, sie entscheiden vielmehr auch über die »intersubjektive«, d. h. überindividuelle Form des Gefühls:

»Gefühl wird im Empfindungsraum, den die Literatur entfaltet«, die Literatur bietet »Sprachwelten zur kommunikativen Sicherung eines emotionellen Konsenses« (Saße 1996, 27).

Dass sich die Affektmodellierung zum Großteil auf dem Wege über Texte vollzieht, resultiert darüber hinaus insbesondere aus der Tatsache, dass die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts durch eine zunehmende Bedeutung des Buchdrucks gekennzeichnet ist (s. dazu umfassend Koschorke 1999), wie allein schon die explosionsartige Zunahme der Publikationen wie des Lesepublikums in diesem Zeitraum andeutet.

Dementsprechend basieren die folgenden Überlegungen auf Befunden insbesondere literaturwissenschaftlicher Studien über Romane, Dramen und Briefe einerseits und ergänzend dazu auf mentalitäts- sowie philosophiegeschichtlichen Studien über Eheratgeber sowie Traktat- und Maximenliteratur andererseits. Dabei zeigt sich, dass sich das Leitbild der passionierten Liebe zunächst primär in der »schönen« Literatur, nicht aber in den Ratgeberliteratur findet, während die Freundschaftsthematik auch bereits relativ früh in der reflektierenden Ratgeber- und Maximenliteratur auftaucht. Dies kann man als einen Hinweis auf die unterschiedliche gesellschaftliche Stellung und Anschlussfähigkeit von Liebe und Freundschaft verstehen, es deutet aber

---

6 Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass die an der so spezialisierte Kommunikation beteiligten psychischen Systeme entsprechende »Aggregatzustände« aufweisen; zu dem zugrundeliegenden Konzept der strukturellen Kopplung von Bewusstsein und Kommunikation s. Luhmann 1995.

---

### Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert

---

zugleich auch auf die unterschiedliche Funktion von Erzählliteratur und Ratgebern hin: erstere dienen primär der Reflexion und Selbstverständigung des Möglichen, sind also in evolutionstheoretischer Hinsicht als Variationsmechanismen zu interpretieren, letztere sind eher als Stabilisierungsmechanismen zu verstehen, die die Lebenspraxis (also die Selektion) normativ fundieren;<sup>7</sup> diese Literatur zeichnet sich häufig dadurch aus, dass sie gegen die eher experimentelle Ausrichtung der literarischen Reflexionen der Lebenspraxis weiter das Überkommene propagiert, so dass man gerade in dem Anschwellen einer solchen Literatur einen Hinweis auf die zunehmende Fragwürdigkeit des Selbstverständlichen interpretieren kann. Erst mit der gesellschaftlichen Etablierung eines neuen Strukturmusters findet dieses seinen Niederschlag in der Trivilliteratur.<sup>8</sup> Man muss also damit rechnen, dass man bei der Berücksichtigung der genannten Textcorpora eine »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«, also ein Parallellaufen verschiedener Beziehungsmodelle findet, wie sie für die Sattelzeit typisch ist.<sup>9</sup>

Einschränkend sei darauf hingewiesen, dass im folgenden hauptsächlich die Entwicklung in Deutschland des 18. Jahrhunderts betrachtet wird, da sich die hier interessierende Relationierung von Freundschaft und Liebe, die wesentlich auf der Verkopplung von Vernunft (Tugend) und Emotionalität in dem Freundschaftskonzept basiert, primär im deutschen Sprachraum abspielt, während z. B. in Frankreich die Freundschaft weitaus stärker mit Passion zusammen gedacht wird und in England die Emphasisierung des Freundschaftsbegriffs, wie er insbesondere für die deutschen Literatenfreundschaften in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts charakteristisch ist, weitgehend fehlt. Allerdings spielt für die Entwicklung des empfindsamen Freundschaftskonzepts in Deutschland Mitte des 18. Jahrhunderts Frankreich mit seinem gegenüber Deutschland vorgezogenen Empfindsamkeitsdiskurs ebenso eine wichtige Rolle wie England, da von hier wesentliche sozialphilosophische Impulse kommen, die das deutsche Begriffsverständnis von Freundschaft prägen.

---

7 Darüber hinaus rekurren die »Sachtexte« primär auf die soziale Anschließbarkeit des Verhaltens, die literarischen Texte dagegen auf die Innerlichkeit des Individuums (s. Bobsin 1994, 193ff).

8 Entsprechend wird in der zeitgenössischen Literaturkritik häufig die mangelnde Originalität der entsprechenden Handlungsmuster in der Trivilliteratur beklagt. Dies gilt auch für die Freundschaftsliteratur im späten 18. Jahrhundert.

9 Zur Heterogenität der Liebessemantik in der deutschen Erzählliteratur und der philosophischen Diskussion Ende des 18. Jahrhunderts vgl. nur Bobsin 1994.

Johannes F. K. Schmidt

### 3. Freundschaft und Liebe als funktional äquivalente Semantiken

Freundschaft und Liebe sind im 18. Jahrhundert als *funktional äquivalente* Semantiken der Intimität und Individualität zu verstehen. Beide bieten Lösungen für das Problem der Freistellung des Individuums im Zuge der Umstellung der Primärdifferenzierung der Gesellschaft mittels der Ausdifferenzierung eines neuen Systemtyps: der intimen Beziehung; die Lösungsformen heißen schlagwortartig »empfindsame Freundschaft« einerseits und »romantische Liebe« andererseits. Da beide Semantikfelder sich durch die Bezugnahme auf ähnliche Problemlagen ausdifferenzieren, ist es nicht überraschend, dass sie im Laufe des Prozesses in Kontakt zueinander treten. Die hier vertretene These ist, dass es sich dabei nicht primär um ein Konkurrenzverhältnis handelt, in dem es um das Erringen einer Deutungshoheit über das Verständnis von Intimität geht, sondern beide Intimitätsdiskurse in einem *diachronen Ergänzungsverhältnis* stehen: Das Freundschaftskonzept geht der Liebessemantik insofern voraus, als es eine Verbindung von Vernunft und Emotion herstellt, die die sich zunächst jenseits der Ehe entwickelnde passionierte Liebe gerade nicht auszeichnet, so dass deren Überführung in die Ehe als gesellschaftlich etablierter Institution schwerfällt und wesentlich gerade durch die Freundschaftsvorstellung, die dann zeitweise auch für die Ehebeziehung Gültigkeit besitzt, vorbereitet wird. Während Liebe zunächst also nur auf die Ausdifferenzierung der Intimbeziehung setzt, ist die Freundschaft stärker an dem Problem einer sozialen Kompatibilität und gesellschaftsstrukturellen Reintegration der sich ausdifferenzierenden persönlichen Beziehungen orientiert und nimmt dabei im Prozess der Ausdifferenzierung der Intimbeziehung sowohl eine *Vorreiterrolle wie Defensivposition* ein, indem die Beziehung »nur« als Freundschaft firmiert und so zunächst eine gesellschaftlich tolerierbare Behandlung von Individualität ermöglicht. Dies kann sie insbesondere deshalb leisten, weil das empfindsame Freundschaftsverständnis seine Wurzeln in den sozialetischen Konzeptionen des frühen 18. Jahrhunderts hat, die im Zuge der aufbrechenden stratifizierten Gesellschaft versuchen, Freundschaft als ein neues Modell von Sozialität schlechthin zu propagieren. Mit der zunehmenden Differenz von persönlichen, privatisierten und unpersönlichen, öffentlichen Verhaltensbereichen im Zuge der Funktionalisierung von Handlungszusammenhängen der Gesellschaft wird die sozialetische Traditionslinie allerdings bald unplausibel und der Freundschaftsbegriff zunehmend nur noch auf privatisierte, d. h. gesellschaftlich nicht repräsentative und sich dann dem gesellschaftlichen Zugriff auch häufig entziehende Zweierbeziehungen bezogen – und so eine Anschlussfähigkeit zum Liebesdiskurs hergestellt.

---

 Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert
 

---

Den Ausdifferenzierungsprozess eines Systems für intime Kommunikation mittels der Semantik der Liebe hat Niklas Luhmann (1982) ausführlich beschrieben. Kurz zusammengefasst lautet Luhmanns These: betrachtet man die Zeit vom 17. bis 19. Jahrhundert, so kann man beobachten, wie sich eine Semantik der Intimität entwickelt, die schließlich in der Ausbildung eines spezifischen Systemtyps kulminiert: der Liebesbeziehung in der Ehe. Schlagwortartig beschreibt Luhmann diese Entwicklung durch die Begriffe der passionierten und der romantischen Liebe. Während die passionierte Liebe (17.–18. Jahrhundert) dadurch geprägt ist, dass sie sich gegen die Erwartungsmuster der ständischen Gesellschaft und damit zunächst jenseits der gesellschaftsstrukturierenden Differenzierung durchsetzen muss, lautet das Programm der romantischen Liebe (18.–19. Jahrhundert) Einheit von Liebe und Ehe und damit gesellschaftliche Reintegration. Mit Blick auf die Frage, wie die sich ausdifferenzierende Intimbeziehung Ende des 17. Jahrhunderts gleichzeitig den Zusammenhang mit den noch gültigen Formeln der geselligen Interaktion der höfischen Oberschicht und damit gesellschaftliche Plausibilität wahren kann, führt Luhmann (1982, 97) die – theoretisch nicht weiter ausgeführte – Unterscheidung von »Ausdifferenzierungs« – und »Verbindungsbegriff« ein. Für die höfische Gesellschaft des ausgehenden 17. Jahrhunderts fungiert nach Luhmann (1982, 100ff, 127f) die Galanterie als Reintegrationsform der sich jenseits der Ehe ausdifferenzierenden Intimbeziehung (vgl. auch Bobsin 1994, 104ff), für das 18. Jahrhundert die Freundschaft:

»Liebe als Pflicht wird in Liebe als Sympathie umgeformt und dem Freundschaftsideal angeglichen. (...) Das ganze 18. Jahrhundert durchzieht diese Bemühung, den Code für Intimität von Liebe auf »innige« Freundschaft umzustellen. Dieser Versuch schließt auch die ersten Ansätze zur Intimisierung der Ehe ein – nicht auf der Basis von Liebe, sondern auf der Basis von Freundschaft, die durch Liebe nur induziert werde« (Luhmann 1982, 102–3).

Abgesehen von der Tatsache, dass Luhmann hier von der seine Darstellung dominierenden französischen Tradition – nicht zufällig – auf die englische und deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts umschwenkt, scheint es sinnvoller, weniger von einem Konkurrenzverhältnis beider Semantikfelder um den Primat des Codes von Intimität auszugehen (1982, 104), als von einer Parallelentwicklung zu sprechen, in deren Verlauf es schließlich zu einer – auch von Luhmann angedeuteten – temporären Fusion kommt, bevor die Liebe nach der durch das Freundschaftsmodell erst ermöglichten Überführung in die Ehebeziehung dann die Führung übernimmt und der Freundschaftsdiskurs schließlich an Bedeutung verliert. Eine Geschichte der Ausdifferenzierung der Intimität im Zuge der Differenzierung von persönlichen und unpersönlichen Beziehungen sollte sich nicht vorschnell allein als eine Geschichte der erfolgreichen Ausdifferenzierung der Liebesbeziehung verstehen, und sie sollte stärker auf die Frage der Reintegration der Liebesbeziehung in die Strukturen der

Johannes F. K. Schmidt

Gesellschaft in der Phase des Übergangs abstellen. Genauer zu untersuchen ist also die Frage, wie die Ehe als eine gesellschaftlich etablierte Institution die zunächst jenseits der dominanten Gesellschaftsstruktur entwickelte passionierte Liebe integrieren kann. Voraussetzung der Aufnahmefähigkeit ist dann nicht nur eine »Bändigung«, also gesellschaftliche »Anpassung« der passionierten Liebe, sondern auch eine entsprechend auf Zärtlichkeit und Empfindsamkeit ausgerichtete Ehe, wie sie bis zum 18. Jahrhundert noch völlig untypisch war. Letztgenannter Transformationsprozess wird wesentlich geleistet durch ein Freundschaftsmodell, das Individualität und Sozialität, Emotionalität und Vernunft verbindet, dadurch die gesellschaftsdestabilisierende Wirkung gefühlsbasierter Kommunikation reduziert und als eine Übergangsemantik fungiert, die es erlaubt, die leidenschaftliche Liebe in der Ehe zu domestizieren.

Im folgenden wird deshalb zunächst skizzenartig die Entwicklung des Freundschaftsdiskurses im 18. Jahrhundert dargestellt, bevor im zweiten Teil gezeigt wird, welche Bedeutung das Freundschaftskonzept für die Liebesbeziehung gewinnt, die im späten 18. Jahrhundert zunehmend die Ehevorstellungen bestimmt.

#### **4. Empfindsamkeit: Menschenfreundschaft – Individualfreundschaft**

Die Karriere der Freundschaft und ihr Verhältnis zur Liebesbeziehung wird nur verständlich, wenn man deren Einbettung in einen umfassenderen Diskurs berücksichtigt, der Mitte des 18. Jahrhunderts die Form der Selbstwahrnehmung des sich aus der ständischen Differenzierung der Gesellschaft lösenden Individuums bestimmt: die Empfindsamkeit (vgl. knapp Nünning 1996). Die Semantik der Empfindsamkeit ist als ein soziales Orientierungsmuster zu verstehen, »das als kultureller Imperativ die (Selbst-)Wahrnehmung des Subjekts und seine Position zur Gesellschaft diszipliniert« (Wegmann 1988, 26).<sup>10</sup> Mit dem Topos der Empfindsamkeit ist eine eigentümliche Aufwertung der Sinneswahrnehmung bezeichnet, die einerseits an die in der Aufklärung angelauene Umbewertung der sinnlichen Erfahrung, wie sie sich z. B. in der Einführung experimenteller Methoden in den Naturwissenschaften zeigt, anschließt,

10 Wegmanns (1988) aufschlussreiche, am Foucaultschen Diskursbegriff orientierte literaturwissenschaftliche Studie zur Empfindsamkeit ist in auffälligerweise gekennzeichnet durch eine soziale Ortlosigkeit des beschriebenen Phänomens: abgesehen von den kurzen Abschnitten zur Familie als Raum für gesteigerte Emotionalität (27–29) und dem Brief als (literarisches) Medium der Empfindsamkeit (73–80) findet sich kein Hinweis auf den sozialen Ort, an dem sich die Empfindsamkeit bevorzugt materialisiert.

---

 Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert
 

---

andererseits aber gegen die einseitige Annahme einer allein verstandesbasierten Weltwahrnehmung den Eigenwert des Gefühls betont und deshalb bald zwischen »sensations« (sinnliche, durch äußere Gegenstände initiierte Empfindung) und »sentiments« (innere, auf Vorstellungen bezogene Empfindung) unterscheidet und letztere zentral stellt. Die Empfindsamkeit ist also keineswegs eine zeitlich eng begrenzte literarische Epoche zwischen Frühaufklärung und Sturm und Drang, sondern ein umfassender gesellschaftlicher Diskurs, der die Selbstwahrnehmung des sich entwickelnden Individuums und die gesellschaftliche Selbstbeschreibung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft zwischen 1740 und 1790 wesentlich bestimmt hat, in seinen Modellcharakter noch weit in das 19. Jahrhundert hineinstrahlt und bereits in der Frühphase seiner gesellschaftlichen Etablierung durch eine ausgeprägte Reflexionsliteratur gekennzeichnet ist. Dass die Definition, Abgrenzung und Kritik der Empfindsamkeit in Deutschland einen breiten Raum einnimmt und die Erörterungen des Empfindsamkeitstopos in den Bereichen der Pädagogik, Moralistik, Medizin, Psychologie, Popularphilosophie, Ästhetik, Theologie und Historie insbesondere in den sich zunehmend an ein breites Publikum wendenden Moralischen Wochenschriften den Bereich der literarischen Produktion selbst weit übertreffen (vgl. Kimmich 1994; s.a. Nünning 1996, 112ff), verweist auf die historische Funktion dieses Diskurses: die semantische Legitimierung der Ausdifferenzierung und Strukturierung eines Raums der Privatheit und damit verbunden der persönlichen Beziehung.<sup>11</sup>

Startpunkt des Empfindsamkeitsdiskurses ist die Absetzung von den strategisch-kalkulierenden Beziehungsidealen der höfisch-ständischen Gesellschaft, die durch Distanz der Interaktionspartner und Affektbeherrschung sowie den damit korrespondierenden Verhaltenslehren des Misstrauens und der Verstellung (Stichwort: »politische Klugheit« am Hofe) gekennzeichnet waren (vgl. Luhmann 1980a, 146ff). Die zunehmende Individualisierung führt zur Frage, wie Gesellschaft dann noch möglich ist, wenn von einer sozialen Reglementierung des Handelns nicht mehr ausgegangen werden kann. Die Lösung des Problems liegt in der Annahme, dass Sozialität durch ein »Band der Sympathie« im Sinne einer allgemeinen Menschenfreundschaft begründet

---

11 Der Begriff der Empfindsamkeit als Bezeichnung für ein Programm des gesteigerten, bewusstgemachten, positiv bewerteten und genossenen Fühlens, das nicht im Gegensatz zur Vernunft steht, sondern gerade Herz und Verstand »versöhnt«, ist dabei ein Begriff der zeitgenössischen Semantik selbst – so dient er 1778 im Hannoverschen Magazin explizit als Epochenbezeichnung (Viering 1997, 439): Mit der deutschen Übersetzung von Laurence Sternes »Sentimental Journey« durch J.J.C. Bode von 1768 wird der Begriff der Empfindsamkeit in Deutschland popularisiert und bringt die insbesondere durch Samuel Richardsons zügig ins Deutsche übersetzten Romane »Pamela« (1740) und »Clarissa« (1747/8) angestrebene Selbstwahrnehmung der gesellschaftlich freigestellten Individuen auf den Begriff, wobei er die vorher gebräuchlichen Bezeichnungen »Empfindlichkeit« oder »Zärtlichkeit« allmählich ersetzt.

Johannes F. K. Schmidt

werden kann. Die philosophisch-ethischen Wurzeln dieser Attitüde finden sich in den sog. Moral-Sense-Theorien.<sup>12</sup> Gegen die Hobbessche Auffassung einer egoistischen Anthropologie, die man als Reflex auf die Erfahrung der zunehmenden gesellschaftlichen Freigabe des Handelns verstehen kann, betonen die in ihren einzelnen Argumenten durchaus heterogenen Theorien des »Empfindungsvermögens« (s. Schrader 1984) jeweils die humane Anlage zu Mitgefühl und Zärtlichkeit sowie den Ausgleich zwischen Selbstliebe (»self love«) und sozialen Affekten (»social love«) bzw. Wohlwollen (»benevolence«). Das vorher als rein egoistisch verstandene Selbstgefühl ist nunmehr kein Hindernis für die Entwicklung eines Mitgefühls (»sympathy«), sondern gerade dessen Voraussetzung; die Tugend vermittelt und stellt einen Ausgleich zwischen beiden Formen von Affekten her, die als natürlich verstanden werden (vgl. Sauder 1974, 73ff) und so eine vernünftige Sensibilität für andere ermöglichen. Die Moral-Sense-Theorien leiten so die Anfang des 18. Jahrhunderts aufkommende Annahme einer Gleichberechtigung von Vernunft und Gefühl ein: Der Mensch als von Natur aus geselliges Wesen kann sich seinen Affekten unter Anleitung der Vernunft anvertrauen. Gleichzeitig wird die empirische Unzugänglichkeit der Gefühle des Gegenüber kompensiert durch das Hineinversetzen in die Lage des Anderen:

»Sympathy veranlaßt uns zugleich, uns so zu betrachten, wie wir anderen erscheinen, und sie befähigt den anderen, sich im Spiegel unserer Betrachtungsweise zu sehen.« (Schrader 1990, 35; H. i. O.)

Die Theorien des moralischen Empfindungsvermögens fanden in Deutschland nicht nur in Christian Fürchtegott Gellert als dem für seine Zeit wohl wichtigsten Popularphilosophen einen prominenten Verfechter, sondern wurden auch durch die Moralischen Wochenschriften rezipiert (vgl. Martens 1971). Die Intensität der Rezeption kann auf die vorausgehenden naturrechtlichen Überlegungen hinsichtlich der Verpflichtung des Menschen zur Sozialität Ende des 17. Jahrhunderts zurückgeführt werden: Bereits die rationalistischen Konzepte der »natura socialis« des Menschen bei Samuel Pufendorf und der »vernünftigen Liebe« als Basis nichtstrategischer Interaktion bei Christian Thomasius<sup>13</sup> fundieren die gesellschaftliche Moral nun auf der allgemeinen Natur des Menschen und lösen sich damit von ständischen und religiösen Bindungen, die in

12 Zu nennen sind hier Anthony Ashley Cooper of Shaftesbury (*Characteristics of Men, Manners, Opinions, Times*, 1711), Frances Hutcheson (*An Inquiry into the Origin of Our Ideas of Beauty and Virtue*, 1725), David Hume (*A Treatise of Human Nature*, 1739) und schließlich Adam Smith (*The Theory of Moral Sentiments*, 1759).

13 Thomasius steht im übrigen noch ganz zwischen der Freundschaftsauffassung des Absolutismus, dem seine Schrift »Kurtzer Entwurff der Politischen Klugheit« von 1707 verpflichtet ist, und der aufklärerischen, ein allgemein gültiges Sozialmodell entwickelnden Konzeption, wie sie in »Von der Kunst/Vernünftig und Tugendhaft zu lieben« von 1692 zum Ausdruck kommt.

---

 Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert
 

---

den Vorstellungen von Eigeninteresse bzw. Nächstenliebe zum Ausdruck kommen (vgl. dazu Vollhardt 2001, 6ff; Willems 1999, 107ff). Die auf den Konzepten der Vernunft und Tugend basierende Idee einer allgemeinen sozialen Natur des Menschen präferiert so einerseits die Idee der »Menschenliebe« und andererseits eine damit korrespondierende Zuwendung zum einzelnen Individuum, das jeweils die Menschheit repräsentiert, in der Form der »vernünftigen Liebe«, d. h. der affektfreien Freundschaft, die allein auf die Tugendhaftigkeit des Anderen zielt (vgl. Rasch 1936, 63ff). »Liebe« und »Freundschaft« werden, wie der Begriff der »freundschaftlichen Liebe« schon andeutet, in der rationalistischen Lesart des frühen 18. Jahrhunderts als weitgehend identisch verstanden, indem ihre Funktion wesentlich in der »Glücksbeförderung« des Anderen gesehen wird (vgl. Rasch 1936, 112ff). Während das Naturrecht aber Sozialität noch als Pflicht konzipiert, stellt die anlaufende Empfindsamkeit auf (tugendhafte) Neigung um (s. Vollhardt 1991, 299f). Interaktionsfähigkeit wird nach diesem Verständnis von Sozialität nicht mehr primär durch Standesgleichheit hergestellt, sondern durch die Tatsache der »bloßen Menschlichkeit« (Willems 1999), die eine »benevolence« jedermann gegenüber begründet, also zunächst inklusiv wirkt.<sup>14</sup>

Ausdruck findet diese neue Form der Interaktionskompetenz insbesondere in der Freundschaft, das als Beziehungsmodell für den sich ausdifferenzierenden Bereich der privatisierten, von gesellschaftlichen Zumutungen weitgehend entlasteten Interaktionssphäre fungiert (vgl. Mauser 2000, 32ff): Die »Wahrheit des Herzens« hat eine aufrichtige Kommunikation zur Folge, die sich als Freundschaft materialisiert und zur Annahme führt, dass »die ganze Welt ... eine große Familie« sei (Gellert 1992, 20); das Gegenmodell ist die »große Welt« des Adels (98), deren ritualisierte Kommunikation die Differenz von Erscheinung und tatsächlicher Person verdeckt. Aufrichtige Kommunikation ist dagegen »vernunftsinzärtlich«, wie eine paradoxal wirkende zeitgenössische Beschreibung lautet (vgl. Wegmann 1988, 40ff) und nur jenseits des Hofes in der symmetrisch strukturierten Freundschaft unter Gleichen möglich, denn Aufrichtigkeit bedeutet, den Schutz der Verstellung aufzugeben und sich damit angreifbar zu machen. Diese Form der eigentlich inklusiven Kommunikation ist damit zugleich wieder auf einen bestimmten Personenkreis beschränkt: die Empfindsamen, die nicht durch askriptive Merkmale wie Stand, Reichtum oder Schönheit bestimmt sind, sondern durch eine bestimmte charakterliche Disposition, die Vernunft und Gefühl vermittelt. Ausgegrenzt sind folglich die »Kalthertigen«, diejenigen, die nicht über die richtigen charakterlichen Dispositionen verfügen und deshalb in Orientierung an den Ver-

---

14 Im Geselligkeitsdiskurs Mitte des 18. Jahrhunderts dann sogar geschlechterübergreifend: »das Frauenzimmer ist zur Gesellschaft geboren«, wird in dem ersten Heft der Wochenschrift »Der Gesellige« von 1748 festgestellt (zit. nach Mauser 2000, 40).

Johannes F. K. Schmidt

haltensstandards des Adels kommunizieren.<sup>15</sup> Die Fundierung der Freundschaftsbeziehung im Konzept des allgemeinen Wohlwollens führt so einerseits zu einer deutlichen Abgrenzung von der (gegen Dritte gerichteten) Nutzfrendschaft am Hofe, andererseits verhindert dies aber zunächst auch, die Freundschaft als eine exklusive Beziehung zu verstehen. »Gerade wegen seines universalen Anspruchs schließt der ›Menschenfreund‹ eine sympathische Zweierbeziehung vorerst aus«, schreibt Meyer-Krentler (1984, 30) mit Blick auf die Situation um 1730. Zugleich aber ist in dem die Empfindsamkeit einleitenden Konzept der Zärtlichkeit (vgl. Wegmann 1988, 40ff; Jäger 1969, 44ff) auch schon die Tendenz zur Entwicklung einer Sonderbeziehung angelegt, wie in der moralischen Wochenschrift »Der Freund« von 1755 notiert wird:

»Die Zärtlichkeit ist eine Folge der allgemeinen Menschenliebe; aber sie fängt eigentlich erst da an, wo die allgemeine Menschenliebe aufhört«. (Gedanken von der Zärtlichkeit, in: Der Freund, Bd. 2 (1755), 45. Stück, 702; zit nach Wegmann 1988, 43).

Dies verweist auf die zweifache Funktion des Interaktionsparadigmas der Zärtlichkeit: einerseits die Intensivierung von Sozialität, andererseits die Steigerung des Ich-Bewusstseins und die Einübung von Individualität (vgl. Wegmann 1988, 51f). Anschaulich wird diese Ambivalenz eines Modells von allgemeiner Sozialität und dessen Konkretisierung in einer individualisierten Beziehung, die damit Beziehungen zu Dritten zurückstellt, in den seit Mitte der 1740er Jahre gehaltenen »Moralischen Vorlesungen« von Christian Fürchtgott Gellert: Gellert (1992, 256ff) stellt heraus, dass die tugendhafte Freundschaft, die »ein Werk unsrer Wahl und moralisch guter Eigenschaften« und damit »Vergnügen und Tugend zugleich« (256) ist, in dem Augenblick, in dem sie ihren tugendhaften Aspekt verliert, zu einer rein eigennützigen Beziehung zu werden droht:

»Man sondre den Begriff der Tugend von der Freundschaft ab, so verschwindet ihr Werth, und ihr heiliger Glanz verliert sich nicht selten in die Finsterniß des Eigennutzes und der niedrigsten Selbstliebe« (258).

Wie kam es nun in diesem Umfeld zur Entwicklung einer Freundschaftsidee, die die Allgemeinwohlorientierung zunehmend durch eine Individualorientierung, wie sie für die Freundschaftsvorstellung des ausgehenden 18. Jahrhunderts prägend wurde, ersetzt, wo doch die Tradition der Individualfreundschaft gerade ihren strategisch-kalkulierenden Aspekt (die »politische Klugheit«) betont und damit die individualisierte Freundschaft unter einen

15 Mit der zunehmenden gesellschaftlichen Etablierung rein funktional orientierter Handlungsvollzüge wird das Konzept der Kaltherzigkeit später von einer Personengruppenorientierung – der Adel – auf eine Handlungsgruppenorientierung umgestellt, die aufgrund des Strukturprinzips einen Großteil der Handlungsmöglichkeiten umfasst: die »kalte« Gesellschaft.

---

 Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert
 

---

Generalverdacht gestellt hatte (vgl. Meyer-Krentler 1984, 27ff)? Entscheidender Katalysator für die Individualisierung der empfindsamen Freundschaft, die sich insbesondere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausbildet, ist überraschenderweise der Pietismus (vgl. Rasch 1936, 36ff sowie knapp Mittler 1962, 98f):<sup>16</sup> Die direkte, durch keine Institution vermittelte, also rein persönliche Beziehung des Menschen zu Gott, wie sie für den Pietismus prägend war, hat zu einer Emotionalisierung des religiösen Erlebens durch eine Aufwertung des Gefühls gegenüber dem Verstand als primärem religiösem Erkenntnismittel geführt (vgl. Gründler/Strasser 1990, 30f).<sup>17</sup> Die für den deutschen Pietismus konstitutive Situation der Bekehrung, die eine im Vergleich zur Gemeinschaftskirche radikalen Vereinsamung des Gläubigen zur Folge hat,<sup>18</sup> begründet zugleich eine Form der Sozialbeziehung, die auf den unmittelbaren Austausch mit dem (religiös) Gleichgesinnten abzielt und ohne Rücksicht auf den gesellschaftlichen Rang die Gläubigen allein in ihrem individuellen Kern verbindet, »in dem, worin sie alle gleich sind vor Gott« (Rasch 1936, 45): die Freundschaft.<sup>19</sup> Zunächst bleibt der Selbstwert der einzelnen Beziehung gesellschaftlich kontrolliert insofern, als die Freunde sich als durch Gott füreinander bestimmt verstehen, wobei allerdings schon die Rückversicherung der Beziehung in der Standesgleichheit oder ähnlichem aufgegeben ist. Mit der Zeit aber wird das Verhältnis zu Gott bzw. Christus, das der Pietismus als Freundschaftsbeziehung versteht, zum Modell für die weltliche Freundschaft, indem schließlich das Verhältnis des Gläubigen zu Christus

- 16 Zur Diskussion über die historische Richtigkeit dieser These vgl. Kemper 1997, 5ff, der selbst für eine Korrelations- und nicht ein Kausalverhältnis von Pietismus und Empfindsamkeit plädiert. Im Anschluss an diese Korrelationsvermutung wird hier nicht der These von der Empfindsamkeit als einer säkularisierten Form des Pietismus das Wort geredet, sondern nur argumentiert, dass das im Pietismus begründete Beziehungsverhältnis die Individualisierung der tugendempfindsamen Freundschaft vorbereitet. Zur im übrigen aufschlussreichen personellen Überlappung von pietistisch geprägtem Elternhaus und der Begründung von Freundeskreisen durch empfindsamen Literaten s. Schrader 1993, 208, 210.
- 17 Darüber hinaus wird auch der Unterschied zwischen dem Calvinismus in England und dem katholischen Jansenismus in Frankreich, die aufgrund der sie prägenden Prädestinationslehre persönlichen Beziehungen kritisch gegenüberstehen, einerseits und den verschiedenen Ausprägungen des Pietismus in Deutschland (vgl. Wallmann 1990) andererseits, übersehen.
- 18 Diese religiös begründete Individualisierung ist Teil des mit der sich durchsetzenden funktionalen Differenzierung der Gesellschaft koevoluierenden Privatisierens des Entscheidens, das auf die Entkopplung von Rollenzusammenhängen reagiert (vgl. Luhmann 1982a, 232ff).
- 19 Dadurch ergibt sich zunächst auch das paradox erscheinende Phänomen, dass die Beziehung zwar individualisiert wird, die Individuen durch die Referenz auf den transzendentalen Bezugspunkt zugleich aber austauschbar erscheinen, d. h. eine Freundschaft schnell und gerade ohne weitergehende Kenntnis des »Freundes« geschlossen werden kann. Einen auf den ersten Blick ähnlichen Sachverhalt findet man auch in dem romantischen Freundschaftskult des späten 18. Jahrhunderts (vgl. Rasch 1936, 98f), hier muss man es allerdings als ein Indikator für eine gesellschaftlich schon überlebte Beziehungsform lesen.

Johannes F. K. Schmidt

durch das Verhältnis zum Freund, in dem sich Christus zeigt, ersetzt wird. Zugleich führt das für die religiöse Fundierung der Beziehung konstitutive gegenseitige »Mitteilen der Seelen« (Rasch 1936, 56) dazu, dass neben die verbale auch die nichtverbale Kommunikation (bedeutsames Schweigen, Seufzen, Weinen) tritt, die für die empfindsame Freundschaft von großer Bedeutung ist. Dabei bleibt auch hier zunächst eine scharfe Differenz zur Liebe markiert dadurch, dass die pietistisch fundierte Freundschaft ganz auf Innerlichkeit und gegen reine Sinnlichkeit formuliert ist, wie sie auch für die Empfindsamkeit zunächst konstitutiv ist (vgl. Sauder 1990), so dass die pietistisch begründete Seelenfreundschaft auch zwischen den Geschlechtern möglich ist, denn »unsere Seelen sind weder Mann noch Weib«, wie es in einer pietistischen Schrift zur Freundschaft von 1763 heißt (zit. nach Rasch 1936, 57).

Die beginnende Karriere der Freundschaft als Individualbeziehung geht allerdings einher mit einem Verzicht auf das oben skizzierte sozialtheoretische Beziehungsverständnis. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gleitet das sozialetische Freundschaftskonzept zunehmend ab in die Utopie einer geselligen Gesellschaft, deren Unrealisierbarkeit gerade mit der zunehmenden Durchsetzung der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft und der gesellschaftlichen Freisetzung des Individuums immer deutlicher wird. Dies wird unter anderem sichtbar an der Abwertung der Moral-Sense-Theorien ab den 1770er Jahren, der abnehmenden Bedeutung der Dominanz des Moralischen zu Lasten des Anteils der Empfindung an der Ausbildung der Ich-Individualität, der Begriffsverschiebungen von Sentimentalismus zu Sentimentalität und von Empfindsamkeit zu Empfindelei, die Sinnlichkeit zugunsten der Vernunft privilegiert – was sie erst kann, wenn die Gesellschaft selbst nicht mehr auf der Natur des Menschen und damit auf empfindsamer Kommunikation aufruhend verstanden wird.<sup>20</sup> Der gleichzeitig zu beobachtende Aufstieg der Freundschaftsbünde im späten 18. Jahrhundert (vgl. Salomon 1979) muss dann primär als Reflex auf die abnehmende gesellschaftliche Plausibilität des Freundschaftsmodells verstanden werden, das nur noch in gesellschaftlich exterritorialen Gebieten »zelebriert« werden kann und durch die Sozialform

20 »Wahre Empfindsamkeit nemlich stützt sich immer auf deutlich erkante Grundsätze der Vernunft und harmoniert daher, sowohl mit der Natur des Menschen, als auch mit der Natur und Bestimmung anderer Dinge; Empfindelei hingegen beruht bloos auf dunklen Gefühen dessen, was andere Menschen für sitlich schön und für sitlich hässlich halten, und steht daher nicht selten, sowohl mit der Natur des Menschen, als auch mit der Natur und Bestimmung anderer Dinge im offenbaren Widerspruche ...« (Joachim Heinrich Campe (1779): Ueber Empfindsamkeit und Empfindelei in pädagogischer Hinsicht. Hamburg, 13f; zit nach Sauder 1980, 7; zur Abwertung der Empfindsamkeit inbes. in den 1790er Jahren vgl. Doktor 1975, 470ff). Für die kritische Sichtweise der späten Empfindsamkeit siehe die Zitate der zeitgenössischen Autoren der 1780er Jahre bei Sauder (1990, 167f), in denen von der »Pest der Empfindelei«, der »Seelenkrankheit« und dem »Seelenleiden« der Empfindsamen die Rede ist. Die Nähe zu zeitgenössischen Beschreibungen der passionierten Liebe ist auffällig.

---

 Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert
 

---

des Bundes gegen die »kalte Gesellschaft« abgeschottet werden muss.<sup>21</sup> Die Freundschaftszirkel der Romantik sind so zwar durchaus als Höhepunkt der Empfindsamkeit zu verstehen, zugleich stellen sie aber auch eine Sackgasse der Entwicklung dar, wie ihre zunehmende Abschließung gegenüber der Gesellschaft deutlich macht.

### 5. Die Inklusion der Freundschaftssemantik in das Modell der Liebesheirat

Die Annahme der Empfindsamkeit, dass der »wahre Mensch« sich erst im Bereich jenseits aller gesellschaftlichen Bindungen, in der rein zwischenmenschlichen Beziehung entfalten und nur dort als mit sich identisch erfahren könne, schlägt sich im 18. Jahrhundert auch im Verständnis der Ehebeziehung nieder, wobei gerade in der entscheidenden Phase auf das skizzierte Freundschaftsverständnis zurückgegriffen wird, da dieses den Vorteil bietet, die Autonomie der Individualbeziehung wie deren gesellschaftliche Einpassung zu begründen. Betrachtet man die Zeitspanne zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert, so kann man generalisierend von einer zunehmenden Privatisierung und Emotionalisierung der Eheschließung und Liebesbeziehung sprechen. Die Ehe der frühen Neuzeit ignoriert die Liebe zwar nicht (vgl. ausf. Schnell 2002 sowie Weber 2001), im Unterschied zur späteren Auffassung ist die Liebe als Zuneigung zum Beziehungspartner aber nicht die Voraussetzung, sondern allenfalls die *Folge* der Ehe, die aufgrund ihrer vielfältigen gesellschaftlichen Einbettung zu ihrem Gelingen eine emotionale Nähe der Ehepartner nicht zwingend benötigt. So ist auch die Eheschließung in dieser Zeit keine private Angelegenheit, sondern wird wesentlich von beziehungsexternen Instanzen und Kriterien abhängig macht, da sie wesentlich als Kontinuierung eines generationsübergreifenden Zusammenhangs gesehen wird. Symbolischer Ausdruck dieser Fremdbestimmung der persönlichen Beziehung ist die Kontrolle der Hochzeitsnacht durch die Verwandtschaft, die Augenzeuge des (zumindest) symbolischen Ehevollzugs ist. Im 16. Jahrhundert ist dann ein Wechsel aus der personalen Kontrolle der Verwandtschaft in eine institutionelle Kontrolle durch Kirche und Staat zu beobachten, die die verbale Verbindlichkeit des Heiratsversprechens unter Zeugen etabliert (vgl. Schröter 1991). Damit kommt es zu einer – betrachtet man die spätere Entwicklung zur Liebesheirat – zweifach paradoxen Entwicklung: Indem der physische Akt des Ehevollzugs durch das

---

21 Besonders sinnfällig in Gleims »Freundschaftstempel« in Halberstadt (s. Adam 2002). Auch die Präferenz der Freundschaftsbünde für (typischerweise am Rande der Stadt liegende) Gärten und Parks sowie die freie Natur ist in diesem Kontext zu sehen.

Johannes F. K. Schmidt

verbale Heiratsversprechen unter Zeugen ersetzt wird, wird zum einen die unmittelbare Bedeutung des Geschlechtsakts und damit der Sexualität für die Beziehung reduziert; zum anderen leitet die zunehmende »Öffentlichkeit« des Eheschlusses aber gerade eine erste Entwicklung hin zu einer Intimisierung der Eheschließung ein, an deren Ende die romantische Liebe in der Ehe steht: Indem die kirchliche bzw. rechtliche Eheschließung<sup>22</sup> im 16. und 17. Jahrhundert zunehmend zum entscheidenden Faktor der Eheschließung wird, kommt es zu einer zunehmenden Entkopplung von der Herkunftsfamilie; mit der Einpassung der Ehe in einen transzendentalen Begründungszusammenhang eröffnet sich die prinzipielle Möglichkeit, die Eheschließung zu einer subjektiven und »privaten« Entscheidung der direkt Beteiligten zu machen, so dass die Ehe schließlich als freiwilliger Zusammenschluss zweier Individuen verstanden wird, deren Eingehen eine autonome Begründungsformel entwickelt, nämlich Liebe. Diese Individualisierung und Subjektivierung der Beziehung in Form der Liebesheirat ist allerdings sowohl für die Beziehung selbst wie für die Gesellschaft nicht unproblematisch: für die Beziehung fallen die extern generierten Strukturmomente der Beziehungsbegründung und -gestaltung weg, gleichzeitig steigert die Umstellung auf die Liebesbasertheit die Erwartungen an die Beziehung selbst; für die Gesellschaft bedeutet die Umstellung auf die liebesbasierte Ehe einen nicht unerheblichen Instabilitätsfaktor, indem die Institution, die bislang ein wesentliches Moment der Reproduktion der gesellschaftlichen Ordnung darstellte, nun auf die Labilität des Gefühls gegründet wird. Entsprechend vorsichtig sind die Schritte bei der Umstellung der Ehebeziehung: Es kommt nicht zu einem quasi katastrophentypischen Einfall der Idee der passionierten Liebe in die Ehe, vielmehr findet man eine eher stufenförmige, sich teilweise überlappende Entwicklung hin zur Liebesheirat, in der das Freundschaftskonzept gerade aufgrund seiner eigentümlichen Stellung zwischen allgemein-gesellschaftlicher Beziehung und emotional aufgewerteter Individualbeziehung eine transformierende Rolle spielt. Schlagwortartig kann man die Entwicklung mit der Abfolge der Konzepte von »vernünftiger Liebe«, »zärtlicher Liebe« und »romantischer Liebe« charakterisieren, wobei die Freundschaft von unterschiedlicher Prominenz ist (vgl. im Folgenden insbes. Saße 1996, 30ff und Kluckhohn 1966, 67ff, 136ff, 374f).<sup>23</sup>

22 Auf die Konflikthaftigkeit der beiden Ordnungen, an deren Ende die kirchliche Eheschließung sich als auch rechtlich verbindlich durchsetzt, kann hier nicht weiter eingegangen werden; s. dazu Schröter 1985, 293ff, 321ff.

23 Nicht behauptet wird im Folgenden, dass die Freundschaftssemantik überhaupt erst im 18. Jahrhundert Eingang in die Ehebeziehung gefunden hätte. So stellt Schnell (2002, 155ff) in seiner umfassenden Diskursanalyse heraus, dass bereits in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Eheliteratur ausgiebig von der Ehebeziehung als Freundschaftsbeziehung gesprochen wurde; allerdings ist damit höchst unterschiedliches gemeint: »die ökonomische Zweckgemeinschaft (utile), die Übereinstimmung in der sittlichen Haltung (honestum), die

### 5.1 »Vernünftige Liebe«

In der philosophischen und staatswissenschaftlichen Literatur des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts findet man zunehmend die Auffassung, dass die Ehe, die hier noch wesentlich als Vertragsbeziehung verstanden wird, nicht allein Mittel zum Zwecke der Kinderzeugung sowie Lebens- und Standessicherung sei, sondern daneben einen Wert an sich habe: Loyalität, wechselseitige Unterstützung und Zuneigung der Ehepartner werden nun genannt. Subjektive und emotionale Merkmale erhalten so zwar erstmals Vorrang vor ökonomischen, rechtlichen und ständischen Fragen, allerdings wird diese Individualisierung der Ehegründe gebunden an die Frage der Tugendhaftigkeit des Ehepartners, also moralisiert und damit gesellschaftlich abgesichert. Dieses in der frühaufklärerischen Morallehre von Thomasius (s. o.) begründete und dann u. a. von Gottsched prominent vertretene Konzept der »vernünftigen Liebe« (s. Kluckhohn 1966, 140ff) entspricht der allgemein gültigen Auffassung der frühen Empfindsamkeit, affektbezogenes Verhalten unter den Vorbehalt der Vernunft zu stellen: Die Einsicht in die Tugendhaftigkeit des potentiellen Ehepartners begründet die Zuneigung, womit die gesellschaftlichen Kriterien von Stand und Besitz für die Bestimmung eines geeigneten Beziehungspartners weitgehend außer Kraft gesetzt werden und der Beziehung insofern ein Eigenwert zugebilligt wird, als sie den Beziehungspartnern ein moralisch gelungenes Leben ermöglicht. Das Ziel der vernunftbasierten Liebe ist die Selbstvervollkommnung des Einzelnen, die aber nur noch in der Gemeinschaft mit einem anderen erreicht werden kann. Gottscheds 1734 formulierte Kriterien für die Wahl des Ehepartners sind nahezu paradigmatisch für dieses Eheverständnis:

»Zur Erzeugung der Kinder gehören gesunde, und von Natur dazu tüchtige Leute; ... Zur guten Erziehung gehören theils verständige und tugendhafte Personen; ... Zur gemeinschaftlichen Glückseligkeit aber gehören Leute, die einander lieben, und zu einer wahren und beständigen Freundschaft geschickt sind.« (Erste Gründe der gesammelten Weltweisheiten, Praktischer Theil, § 318, 235 (H. i. O.); zit. nach Saße 1996, 33f).

Hier trifft sich Gottscheds Auffassung im übrigen mit der puritanischen Eheauffassung, die zwar die Kinderzeugung noch in den Vordergrund rückt, auf dieser Basis aber und gegen jede Sinnlichkeit die Möglichkeit der Entwick-

---

in erotisch-sexueller Freude gründende Zuneigung (*delectabile*), die fürsorgliche-karitative Zuwendung (*caritas*), die aufgrund eines langen Zusammenlebens sich einstellende Gewöhnung an den Partner (*societas*) und schließlich der beiderseitige Wille zu einem friedfertigen Miteinander (*benevolentia*)« (157), der Freundschaftsbegriff also noch nicht eingeführt ist auf das oben skizzierte Verständnis der Empfindsamkeit. Allerdings deutet auch schon in dieser Literatur die Freundschaftsthematik auf einen sich anbahnende Emotionalisierung der Beziehung hin.

Johannes F. K. Schmidt

lung einer Gattenliebe sieht, die diese als freundschaftliche Beziehung versteht (s. Kluckhohn 1966, 12f). Damit ist darauf hingewiesen, dass mit der Betonung der Tugendhaftigkeit zugleich eine Frontstellung gegen den Affekt und die Leidenschaft vorgenommen wird, die eben in den Begriffen der »vernünftigen Liebe« oder auch der »freundschaftlichen Liebe« bzw. »freundschaftlichen Ehe« zum Ausdruck kommt, die gegen minderwertige (und außereheliche) Formen der Liebe gestellt werden. Entsprechend scheinen höherwertige »Liebe« und »Freundschaft« in dieser Phase der Entwicklung weitgehend austauschbare Begriffe zu sein (s. Rasch 1936, 66f; Kluckhohn 1966, 143f), wie auch der Artikel zum »Ehestand« im damals führenden Universallexikon von Johann Heinrich Zedler zeigt, dessen Schwergewicht auf die Freundschaftssemantik zugleich das Risiko der Begründungsumstellung der Ehebeziehung markiert:

»Soll ein Haus-Wesen wohl bestehen, so müssen die Häupter derselben einig und die besten Freunde seyn. Der Ehestand ist also eine derer allgeräuesten Freundschaften, welche in der Welt angetroffen werden. Da nun bekannt, daß nur eine wahre Vernunft gute Freundschaft stiftet, und daß nicht alle Gemüther wegen ihrer verschiedenen und ganz widerwärtigen Neigungen geschickt seyn, gerne und willig eine feste und vertraute Freundschaft unter einander zu stiften: so hat man gleichfalls auf dieses bey einer Ehegattin Achtung zu geben« (Zedler 1961–64, Bd. 8, Sp. 372)

## 5.2 »Zärtliche Liebe«

In der Folge löst sich der Begriff der Liebe aber nicht nur vom normativen Gerüst gesellschaftlicher Regeln und religiöser Gebote, sondern auch von den rationalistischen Tugendkonzepten. Dies geschieht, indem im Zuge der oben skizzierten Ausdifferenzierung der Idee der Empfindsamkeit Mitte des 18. Jahrhunderts die rationale Grundstruktur der Liebe ersetzt wird durch das Konzept tugendhafter Empfindungen, so dass die Ehe vollends zur Gefühlsgemeinschaft wird: Es ist nun nicht mehr die *Einsicht* in die Tugendhaftigkeit des potentiellen Ehepartners, die die Zuneigung begründet, sondern die Liebe ist Resultat einer *Empfindung*, die ganz spontan die moralische Güte des Gegenübers erfassen kann. Die dadurch dringlicher werdende Abgrenzung von der Sinnlichkeit und Körperlichkeit der (außerehelichen) Liebe wird durch das Konzept der zärtlichen<sup>24</sup> Liebe geleistet, das mit dem Paradigma

24 »Die Zärtlichkeit ... bedient sich nie der Phantasie und der Sinne, den Verstand zu verwirren, sondern tritt mit demselben in ein genaues Verbündnis und theilet ihm diese abgezogene Feinheit, dieses gemäsigte Feuer mit, welche ihr eine gewisse Stärke und Richtigkeit zurück geben, die sie mit den grossen Grundsätzen der Ehre, der Redlichkeit und der Tugend erfüllen.« (Christian Nicolaus Naumann (1753): Von der Zärtlichkeit. Erfurt, 33; zit nach Wegmann 1988, 42)

## Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert

der tugendempfindsamen Freundschaft fusioniert, ohne dass eine eindeutige Hierarchie der Beziehungen feststellbar ist: »Die Freundschaft und Liebe sind zwei Pflanzen aus einer Wurzel. Die letzte hat nur einige Blumen mehr«, charakterisiert Klopstock nun das Verhältnis (1962, 936), während Herder notiert: »Liebe soll uns zur Freundschaft laden, Liebe soll selbst die innigste Freundschaft werden« (in: Liebe und Selbstliebe, in: J. G. H. (1994), Schriften zur Philosophie, Literatur, Kunst und Altertum 1774–1787; hg. v. J. Brummack/M. Bollacher, Bd. 4. Frankfurt a. M., 414; zit. nach Hinderer 2000, 499). Die Referenz auf die Freundschaft erfüllt aufgrund ihrer Tugendorientierung nicht zuletzt die Funktion, »der naturhaft-spontanen Leidenschaft des Gefährlichen und Bedrohlichen zu nehmen« (Mauser 1991, 226), so dass die Liebe dann primär als »mutual love« und »Seelenfreundschaft« verstanden wird, für die wechselseitiges Verständnis, Achtung, Förderung der Interessen des anderen konstitutiv und damit eine Dauerhaftigkeit der Beziehung sichergestellt ist. Das egalitäre Verhaltensmodell der zärtlichen Liebe in Form der »vertrauten« oder »ehelichen Freundschaft«, wie Gellert es in seiner moralischen Vorlesung »Von der Ehe und ihren Verpflichtungen« (1992, 263ff) formuliert,<sup>25</sup> greift dabei wesentlich zurück auf die in dem Modell der tugendempfindsamen Freundschaft grundlegende Dualität von allgemeinem Sozialmodell und Individualbeziehung, so dass die Ehebeziehung zwar als eine exklusive Beziehung verstanden wird, diese sich aber zugleich noch in einen Kosmos geselliger Beziehungen einordnet.<sup>26</sup> Symptomatisch wird dies in Gellerts vielbeachteten Roman »Das Leben der schwedischen Gräfin von G\*\*\*«, in dem die Beteiligten ohne Probleme von Freundschafts- zu Liebesbeziehungen und zurück wechseln: Die Gräfin heiratet zunächst nach dem vermeintlichen Tode ihres Mannes den gemeinsamen Freund, um nach dem überraschenden Wiederauftauchen des Grafen wiederum mit diesem zusammenzuleben und den interimistischen Ehepartner wieder zum Freund »zurückzustufen«, ohne dass die Beziehungen darunter leiden (s. Friedrich 2001).

25 Bei Gellert wiederum führte die Fusion von Freundschaft und ehelicher Liebe dazu, dass die eheliche Freundschaft über die außerfamiliale Freundschaft gestellt wird, die Liebe also nicht nur durch die Freundschaft domestiziert, sondern die innereheliche Freundschaft zugleich durch die Liebe geädelt wird.

26 So heißt es in der 24. Moralischen Vorlesung »Von den Pflichten der Verwandtschaft und Freundschaft:« »Die wahre Freundschaft ist die gegenseitige Hochachtung und Neigung tugendhafter Gemüther, welche durch die Uebereinstimmung ihrer Neigungen, Vortheile und Absichten, die in beiden durchgehends aufrichtig und edel seyn sollen, genauer mit einander vereinigt werden. Man kann also in einem gewissen Verstande viele Freundschaften, in einem anderen nur einen haben und unterhalten, in so weit sie naemlich die genaueste Uebereinstimmung der Gemüther ist. Und obgleich die Liebe gegen eine Person des anderen Geschlechts auch die Freundschaft in sich schließt: so unterscheidet sie sich doch dadurch, daß sie, mit Ausschließung einer dritten Person, nur auf Eine faellt.« (Gellert 1992, 258; H.i.O)

Johannes F. K. Schmidt

Neben der Begründung der Beziehung in der Sympathie zum Beziehungspartner spielt das Freundschaftskonzept aber noch in einem weiteren Punkt eine wesentliche Rolle, der letztlich auf das Paradox der zärtlichen Liebe verweist: Solange die Liebe nicht das entscheidende Heiratskriterium war, sondern gesellschaftlich begründete Kriterien wie Besitz, Stand und Prestige die Heiratsordnung bestimmten, solange waren Erotik und Sexualität keine ehrelevanten Impulse und deshalb konnte außer- oder voreheliche Sexualität (in Maßen) zugelassen werden. Indem die Fundierung der Liebe auf Emotionalität umgestellt wird, kommt aber die Sexualität neu ins Spiel (vgl. Luhmann 1982, 149f) und findet nun allein in der durch die Liebesheirat begründeten (also: tugendempfindsamen) Ehe ihren legitimen Ort, so dass die *Liebeseklärung* notwendigerweise zum *Heiratsantrag* werden muss (vgl. Saße 1996, 41f). Gleichzeitig aber muss die Liebe der Ehe vorausgehen, da sie allein noch den Eheschluss begründet. Die Lösung dieses Problems besteht paradoxerweise gerade in der Entsexualisierung der Liebe, indem sie in die Nähe der Freundschaft gerückt wird, deren Unterschied zur Liebe darin besteht, ausschließlich eine Sache des Herzens oder der Seele zu sein (s. Hanselmann 1989, 14). Die Entsexualisierung der Liebe vor der Eheschließung mittels der Einordnung in das Freundschaftsmodell hat dann aber auch nach der Eheschließung Bestand, so dass die Heirat schließlich »nur die Beglaubigung einer Freundschaftsbeziehung« (Saße 1996, 41) zu sein scheint, die Sexualität allenfalls im Zusammenhang mit der Kindeszeugung vorsieht. Die Aufwertung des Gefühls geht also einher mit der Domestizierung von Sexualität: Indem die Liebe sich als Freundschaft versteht, sichert sie nicht nur ihre Soziabilität, sondern beseitigt zumindest partiell die ursprüngliche Verfemung der Leidenschaften durch die im empfindsamen Freundschaftsmodell angelegte Differenzierung von positiven, sozialintegrativen Regungen und negativen von egoistischer Berechnung bzw. unkontrollierter Leidenschaft. Dadurch erst werden die Voraussetzungen für die gesellschaftliche Legitimität der Sinnlichkeit in der Intimbeziehung geschaffen (vgl. Meyer-Krenteler 1984, 196f).

### 5.3 »Romantische Liebe«

Unter diesem Aspekt ist das Kontrastprogramm zur zärtlichen Liebe die passionierte Liebe, die die Aufspaltung der Affekte sowie einer Unterscheidung von »niederer« und »höherer Liebe«, wie sie für die Aufklärungsschriften typisch war, nicht mitmacht. Sie steht für »willenloses Ergriffensein und krankheitsähnliche Besessenheit, der man ausgeliefert ist« (Luhmann 1969, 15) und ist frei von gesellschaftlicher und moralischer Verantwortung. Deshalb entwickelt sich diese Form der Liebe zunächst jenseits der und gegen die etablierte Ehe, also außerhalb der dominanten Struktur der Gesellschaft.

## Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert

Gesellschaftlich wirkungsmächtig wird sie dann aber erst in dem Augenblick, indem sie mittels des Konzepts der romantischen Liebe in die Ehe überführt und damit institutionalisiert wird, wobei sie gerade auf die durch die Freundschaftssemantik etablierte Emotionalisierung der Ehe der Empfindsamkeit aufbauen kann (s. Luhmann 1982, 163ff), so dass die »romantische Liebe ... als konsequente Fortführung des empfindsamen Modells« (Greis 1991, 10) erscheint. Zugleich sprengt die passionierte Liebe die bis dahin für die Liebesbeziehung gültige geschlechtsspezifische Zuschreibung von Vernunft und Mann bzw. Sinnlichkeit und Frau sowie die damit korrespondierende Unterstellung der (sexuellen) Versuchung des Mannes durch die verführende Frau. Die nunmehr die Liebesbeziehung dominierenden Begriffe der Leidenschaft bzw. Passion sind dagegen gänzlich geschlechtsneutral gehalten, sie »befallen« als eine Art Krankheit, für die man nichts kann, Mann wie Frau (s. Jäger 1988, 123ff). Die damit hergestellte strukturelle Symmetrie in der Beziehung steht in Kontrast zu dem traditionellen Modell der durch den Ehemann dominierten Familie und Ehe (»Hausvater« -Modell), weist aber überraschende Strukturähnlichkeiten mit dem Freundschaftsmodell der zärtlichen Liebe auf, das beide Beziehungspartner als gleichwertig ansieht.

Mit der romantischen Liebe kommt es aber zu einer radikalen Individualisierung der Beziehung: die Eigentümlichkeit der Person begründet die Liebe und die Bedeutung der Sexualität. Damit ist die Freundschaft aber nicht mehr die geeignete (und notwendige) Form der Kennzeichnung der Liebesbeziehung in der Ehe. Auch die Ablösung der Liebe von der Idee der Tugendhaftigkeit und der mit der romantischen Liebe einhergehende Unbedingtheitsanspruch in Form der Beschränkung auf *eine* exklusive Zweierbeziehung, mit der die Liebe ihren Repräsentativcharakter als sozial reflexive Beziehung verliert, ist mit dem Freundschaftskonzept nicht kompatibel. Entsprechend schnell kippt die allgemeine Wahrnehmung zum Verhältnis von Liebe und Freundschaft zugunsten einer Hierarchisierung und Abwertung der Freundschaft. Ein wichtiger und prominenter Verfechter der Höherbewertung der Liebe gegenüber der Freundschaft bei gleichzeitiger Überführung der Liebe in die Ehe ist Friedrich Schlegel, insbesondere in seinem »Eheroman« LUCINDE von 1799: Liebe umfasst jetzt Sinnlichkeit *und* Seele, so dass eine »reine Freundschaft« zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts unwahrscheinlicher wird, ja ausgeschlossen ist (vgl. Kluckhohn 1966, 374ff). Die mit der Überführung der Liebe in die Ehe verbundene Zurücksetzung der Freundschaft wird auch bei Friedrich Schlegel vermerkt, indem er die Liebe und nicht die Freundschaft als Anschauung der Individualität preist (vgl. Kluckhohn 1966, 427ff): Da der Mensch nun als Einheit von Leib und Seele verstanden wird, gehört zur Anschauung der Individualität nun gerade auch die körperliche Liebe, die der Freundschaft nicht verfügbar ist. Liebe ist damit nur zwischen verschiedenen Geschlechtern möglich und vermag mehr zu

Johannes F. K. Schmidt

geben als die (männliche) Freundschaft, die allenfalls noch eine rein symbolische Erkenntnis der Individualität erreichen kann. Verschiedengeschlechtliche Freundschaft ist folgerichtig nur noch dann möglich, wenn die Freunde bereits in Ehebeziehungen inkludiert sind; ist dies nicht der Fall, sind Missverständnisse hinsichtlich des Charakters der Beziehung vorprogrammiert, wie das Beispiel der Beziehung von Johann Wilhelm Ludwig Gleim und Anna Louisa Karsch (»die Kersch«) zeigt (s. Reinlein 2003, 129ff).<sup>27</sup>

In dem Augenblick allerdings, in dem die Überführung der passionierten Liebe in die Ehe mit der Formel der romantischen Liebe gelungen ist, gerät die Symmetrieerwartung sofort wieder unter den Druck der »Verhältnisse« – in diesem Fall die Tatsache, dass die Intimbeziehung in einer gesellschaftlichen Umwelt operiert, die gerade durch die beginnende funktionale Differenzierung der Gesellschaft weiter und neu von einem asymmetrischen Verhältnis von Mann und Frau ausgeht in der Form, dass der Platz des Mannes primär in der (»feindlichen«) Gesellschaft ist, während der der Frau in der Familie liegt. Die mit der Institutionalisierung der romantischen Liebe als Ehegrundlage verbundene gesellschaftliche Reintegration der bislang gesellschaftlich freigestellten Intimbeziehung führt dann zu einem Strukturimport in Form der Einführung der Typologie der Geschlechtscharaktere (s. Hausen 1978; Honegger 1991), die im Zuge der und korrespondierend zur Ausdifferenzierung der modernen Ökonomie und der entsprechenden Separierung von Haushalt und Beruf für Mann und Frau unterschiedliche, vermeintlich in der Natur der Geschlechter verankerte Rollen auch in der Familie vorsieht. Für den Mann wird nun die Domäne der gesellschaftlichen Produktion und die damit korrespondierenden Qualitäten Aktivität, Rationalität und Stärke konstitutiv; die Frau erhält ihre Bestimmung durch die private Reproduktion: Physis und Psyche werden begrenzt auf Fortpflanzungs- und Gattungszwecke, Passivität, Emotionalität und Schwäche sind die weiblichen Charakterzüge. Das Konzept der Geschlechtscharaktere kopiert somit das die Gesellschaft nun zunehmend dominierende Muster der Differenzierung von Privatheit in der Familie und Öffentlichkeit in den funktional orientierten Handlungsvollzügen und einer daraus folgenden Arbeitsbereichstrennung von Mann und Frau in die Ehe hinein<sup>28</sup> – dort ist der Leistungsrollenträger aber die Frau. Folge dieser Rollenspezialisie-

27 Ein weiteres Indiz für die Aufwertung der Liebe auf Kosten der Freundschaft ist die Umformung der in der Romanliteratur des 18. Jahrhunderts beliebten Dreieckskonstellation Freund – Freund – Geliebte (s. Meyer-Krentler 1984): während bis zum Sturm und Drang die Freundschaft zum Bruder der Geliebten die Basis der Liebesbeziehung war, dreht sich nun das Verhältnis um: Der Freund verliebt sich nicht deswegen in eine Frau, weil sie die Schwester des Freundes ist, sondern er macht sich zum Freund des Mannes, weil er dessen Schwester liebt (vgl. Mittner 1962, 97ff).

28 Das unterscheidet das »moderne« Konzept der Geschlechtercharaktere auch von Vorläufern in der frühen Neuzeit (s. Schnell 2002, 63ff).

---

## Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert

---

zung ist dann nicht nur die Monopolisierung der Empfindungsfähigkeit bei der Frau, sondern auch die Annahme, dass die Frau aufgrund ihrer »naturbedingten« Liebesfähigkeit zur Freundschaft gar nicht (mehr) in der Lage sei, sondern immer nur lieben könne, so dass die liebesbasierte Ehebeziehung keine Freundschaftsbeziehung mehr sein kann (s. Kluckhohn 1966, 375).

Zwei Faktoren sind also letztlich maßgebend für den Bedeutungsverlust, den die Freundschaft im Rahmen der Etablierung der romantischen Liebe erleidet. Einerseits die Zuweisung der Emotionalität auf einen ganz bestimmten, gesellschaftlich bereits etablierten »Ort« in Form der Ehe, so dass der prekäre Sonderstatus, den die Freundschaft als Modell sozialer Reflexivität reklamieren konnte, in die Defensive gerät. Andererseits die mit der Überführung in die Ehe vorgenommene geschlechtsspezifische Differenzierung der persönlichen Beziehung: der Verweis auf die Natur in Form der Geschlechtscharaktere leistet letztlich nichts anderes als eine Übersetzung der Empfindsamkeit in eine soziale Norm der Ungleichheit, so dass die durch das Freundschaftsmodell begründete und legitimierte Gleichwertigkeit der Beziehungspartner durch ein für die romantische Liebe konstitutives Komplementaritätsmodell ersetzt wird, das gerade die Unterschiedlichkeit (und wechselseitige Ergänzung) der Ehepartner betont (vgl. Mahlmann 1991, 64).

## 6. Folgen für das Freundschaftsverständnis des 19. und 20. Jahrhunderts

Die geschilderte Entwicklung des Verhältnisses von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert ist mit der Etablierung der romantischen Liebe aber noch keineswegs beendet. Während man die weitere Karriere der Liebesbeziehung als eine Erfolgsgeschichte beschreiben kann, die unter anderem auch durch eine interne Anpassungsfähigkeit an gesellschaftliche Veränderungsprozesse gekennzeichnet ist, durchläuft die Freundschaft im 19. und 20. Jahrhundert eine eher ambivalente Entwicklung, die wesentlich das Resultat der Verdrängung der Freundschaft aus der Ehe- und Liebesbeziehung ist.

(1) In der Ehe kommt es zu einer massiven Abwertung der Freundschaftsidee; hier etabliert sich schnell ein nun umgekehrt hierarchisches Verhältnis von Liebe und Freundschaft: Für die romantisch-bürgerliche Ehe ist »nur« Freundschaft nicht mehr genug, während die außereheliche verschiedengeschlechtliche Freundschaft leicht in Verdacht gerät, eigentlich eine Liebesbeziehung zu sein. Offenbar ist die Freundschaft gegen die nun qua Ehe institutionalisierte Liebesbeziehung machtlos. Dies wird deutlich an den in der Literatur immer wieder durchgespielten Dreieckskonstellationen von Freundes- und Liebespaaren, in denen die Freundschaft nun zugunsten der Liebesbeziehung

Johannes F. K. Schmidt

regelmäßig zurücktritt, während sie im 18. Jahrhundert häufig als parallelisiertes Stützungsverhältnis konzipiert worden waren (vgl. Meyer-Krentler 1984). Andererseits führt die Tatsache, dass sich die Freundschaft als Modell der Beziehung zwischen den Geschlechtern nicht durchsetzen konnte, dazu, dass sie gerade als Leitbild einer egalitären Beziehung und als Kontrastbild zu den »herrschenden Verhältnissen« in der ehebasierten Liebesbeziehung weiter gepflegt wird – allerdings mehrheitlich nur von der Frau, die statt (sich hingebende) Geliebte nun Freundin sein und so als Gleichwertige anerkannt werden will. Dies gilt bereits für eine Reihe von prominenten Schriftstellerinnen des ausgehenden 18. Jahrhunderts (s. Schnegg 2001) und setzt sich fort bis ins 20. Jahrhundert, in dem die Freundschaftssemantik dann aber bezeichnenderweise durch die Partnerschaftssemantik ersetzt wird, also durch ein nicht nur für den Bereich persönlicher Beziehungen gültiges Beziehungsmodell (s. Leupold 1983).

(2) *Außerhalb* der Ehe kommt es dagegen zu einer Aufwertung der *gleichgeschlechtlichen* Freundschaftsidee *für die Frau*: Zum einen kann die Ehebeziehung die Kombination der Ideale in der Freundschaft (Individualisierung und Egalisierung) aufgrund der Kurzschließung mit dem Konzept der Geschlechtscharaktere nicht mehr leisten. Zum anderen kann die Frau als »Spezialisten für Empfindsamkeit« keine ähnliche Leistung vom Mann erwarten; so entsteht für sie leicht ein Mangel an Intimität in der Ehe, der durch gleichgeschlechtliche und emotionalisierte Freundschaften kompensiert wird (s. z. B. Smith-Rosenberg 1975).<sup>29</sup> Nicht zufällig fällt eine große Zahl der von der Geschlechterforschung entdeckten Frauenfreundschaften in das frühe 19. Jahrhundert. Umgekehrt erfahren die *Männerfreundschaften* verglichen mit den empfindsamen Freundschaften des 18. Jahrhunderts eine massive emotionale Abwertung, da mit der romantisierten Ehebeziehung nunmehr der gesellschaftliche Ort der emotionalen Regeneration etabliert ist (vgl. Olikier 1998). In der Folge werden Männerfreundschaften umgestellt weg von einem wechselseitigen Interesse an der Person, wie es für die empfindsame Freundschaft konstitutiv war, hin zu einem gemeinsamen Interesse an einer Sache, ein Charakteristikum, das die moderne Freundschaftsforschung mit dem Begriff der »side-by-side«-Freundschaft beschreibt, während die Frauenfreundschaften durch eine face-to-face-Orientierung ausgezeichnet sind (Wright 1982).

(3) Die Anschlussfähigkeit des Freundschaftsdiskurses des 18. Jahrhunderts an die Liebessemantik war schließlich gerade deshalb möglich, weil der Freundschaft als einem *Beziehungsmodell* keine eigenständige *Semantik* korrespondierte, sondern man auf die Liebespoesie zurückgriff: wenn von Liebe gesprochen wurde, war Freundschaft gemeint (vgl. Bovenschen 1986; Hansel-

<sup>29</sup> Smith-Rosenberg (1975) spricht von einem für die Ehebeziehungen des frühen 19. Jahrhunderts nahezu konstitutiven »marriage trauma«.

## Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert

mann 1989, 14f) – Anreden wie »Mein Geliebter« sind deutlicher Ausdruck dieser Misere;<sup>30</sup> gleiches gilt für den starken Körperbezug (Küsse, Umarmungen), den Freundschaften im 18. Jahrhundert aufwies und der keine sexuellen Subtext aufwies, solange gleichzeitig die Liebesbeziehung als Freundschaft firmierte. Mit dem Rückzug der Freundschaft aus der ehelichen Liebesbeziehung fehlt der Freundschaft dann nicht nur ein institutioneller Rahmen, sondern auch eine autonome Semantik, die dieses Defizit ausgleichen könnte, so dass die Beziehung chimärenhaft zu werden droht. Dies wird in dem weiten Bedeutungsspektrum des Begriffs im 20. Jahrhundert deutlich, in dem der Freundschaftsbegriff einerseits eine inflationäre Anwendung erfährt (s. Meyer-Krentler 1984, 9), andererseits aber auch eine spezifisch konturiertes Begriffsverständnis nicht mehr aufweist, sondern letztlich als eine Art Sammelbezeichnung für höchst unterschiedliche Formen personalisierter Sozialbeziehungen fungiert, wie eine empirische Erhebung zum modernen Freundschaftsverständnis ergeben hat:

»in sum, friendship seemed to mean, when it meant anything at all, a sociable non-neighbor, known a relatively long time, or relatively similar age (...) friend is to some extent a residual label, a description applied to almost all associates for whom no more specific title is available« (Fischer 1982, 300, 305).

## Literatur

- Adam, Wolfgang (2002): Freundschaft und Geselligkeit im 18. Jahrhundert, in: H. Scholke (Hg.), *Der Freundschaftstempel im Gleimhaus zu Halberstadt: Porträts des 18. Jahrhunderts*. Leipzig: Seemann, 9–34
- Bobsin, Julia (1994): *Von der Werther-Krise zur Lucinde-Liebe. Studien zur Liebessemantik in der deutschen Erzählliteratur 1770–1800*. Tübingen: Niemeyer
- Bovenschen, Silvia (1986): Die Bewegungen der Freundschaft. Versuch einer Annäherung, in: *Neue Rundschau* 97, 4, 89–111
- Doktor, Wolfgang (1975): *Die Kritik der Empfindsamkeit*. Bern/Frankfurt a.M.: Lang
- Fischer, Claude (1982): What do we mean by »friend«? An inductive study, in: *Social Networks* 3, 287–306
- Friedrich, Hans-Edwin (2001): »Ewig lieben«, zugleich aber »menschlich lieben«? Zur Reflexion der empfindsamen Liebeskonzeption von Gellert und Klopstock zu

30 So ist auch auffällig, dass es zwar das Adverb »befreundet«, nicht aber das Verb »freunden« gibt. Das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm von 1878 verzeichnet unter »freunden«: »transitiv, fast außer gebrauch, man sagt befreunden, doch haften die Redensarten: harte worte freunden nicht; recht scheidet wol, aber es freundet nicht; die warheit reden lautet wol, aber freundet übel« (Grimm/Grimm 1999, Vierten Bandes, erste Abtheilung – Erste Hälfte, 164). Siehe auch den entsprechend artifiziell wirkenden Vorschlag von Lemke (2000, 90ff) in dessen Philosophie der Freundschaft.

Johannes F. K. Schmidt

---

- Goethe und Jacobi, in: *Aufklärung. Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte* 13, 148–189
- Gellert, Christian Fürchtegott (1992): *Moralische Vorlesungen – Moralische Charaktere. Gesammelte Schriften* (hrsgg. von B. Witte), Bd. VI. Berlin/New York: de Gruyter
- Greis, Jutta (1991): *Drama Liebe: Zur Entstehungsgeschichte der modernen Liebe im Drama des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart: Metzler
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (Hg.) (1999): *Deutsches Wörterbuch. Nachdruck der Erstausgabe (Leipzig 1854–1971, Hirtzel)*. München: dtv
- Gründler, Otto/Strasser, Ulrike (1990): *Die Emotionalisierung der Religion von Bernhard von Clairvaux bis zum Pietismus*, in: K.P. Hansen (Hg.), *Empfindsamkeiten*. Passau: Richard Rothe, 15–32
- Honegger, Claudia (1991): *Die Ordnung der Geschlechter: die Wissenschaft vom Menschen und das Weib, 1750–1850*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Hanselmann, Beat (1989): *Johann Wilhelm Ludwig Gleim und seine Freundschaften oder Der Weg nach Arkadien*. Bern/Frankfurt a.M. et al: Peter Lang
- Hansen, Klaus P. (1990): *Bürgerliche und unbürgerliche Empfindsamkeit in England*, in: K.P. Hansen (Hg.), *Empfindsamkeiten*. Passau: Wissenschaftsverlag Richard Rothe, 43–62
- Hausen, Karin (1978): *Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*, in: H. Rosenbaum (Hg.), *Seminar »Familie und Gesellschaftsstruktur«: Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 161–191
- Hinderer, Walter (2000): *Konnotationen von Freundschaft und Liebe in Schillers »Philosophischen Briefen« und Hölderlins »Hyperion«*, in: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 119, 498–516
- Jäger, Ludwig (1969): *Empfindsamkeit und Roman: Wortgeschichte, Theorie und Kritik im 18. und frühen 19. Jahrhundert*. Stuttgart/Berlin et al: Kohlhammer
- Jäger, Ludwig (1988): *Zur historischen Semantik des deutschen Gefühlswortschatzes: Aspekte, Probleme und Beispiele seiner lexikographischen Erfassung*. Aachen: Alano
- Jäger, Ludwig (1990): *Freundschaft, Liebe und Literatur von der Empfindsamkeit bis zur Romantik: Produktion, Kommunikation und Vergesellschaftung von Individualität durch »kommunikative Muster ästhetisch vermittelter Identifikation«*, in: *Sieger Periodicum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft (SPIEL)* 9, 69–87
- Kemper, Hans-Georg (1997): *Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit, Band 6/I: Empfindsamkeit*. Tübingen: Niemeyer
- Kimmich, D. (1994): *Empfindsamkeit*, in: G. Ueding (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 2. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, 1108–1121
- Klopstock, Friedrich Gottlieb (1962): *Von der Freundschaft (1759)*, in: F. G. Klopstock, *Ausgewählte Werke*, hrsgg. v. F. G. Jünger. München: Hanser, 934–942
- Kluckhohn, Paul (1966): *Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik*. Tübingen: Niemeyer

---

Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert

---

- Koschorke, Albrecht (1999): Körperströme und Schriftverkehr: Mediologie des 18. Jahrhunderts. München: Fink
- Koselleck, Reinhart (1972): Einleitung, in: W. Conze/R. Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1. Stuttgart: Klett, XIII–XXVII
- Lemke, Harald (2000): *Freundschaft: Ein philosophischer Essay*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft
- Leupold, Andrea (1983): Liebe und Partnerschaft: Formen der Codierung von Ehen, in: *Zeitschrift für Soziologie* 12, 297–327
- Luhmann, Niklas (1969): *Liebe als Passion*. Münster, Ms.
- Luhmann, Niklas (1980): Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition, in: Ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 9–71
- Luhmann, Niklas (1980a): Interaktion in Oberschichten: Zur Transformation ihrer Semantik im 17. und 18. Jahrhundert, in: Ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 72–161
- Luhmann, Niklas (1982): *Liebe als Passion: Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas (1982a): *Funktion der Religion*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas (1989): Individuum, Individualität, Individualismus, in: Ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 3. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 149–258
- Luhmann, Niklas (1995): Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt?, in: Ders., *Soziologische Aufklärung*, Bd. 6: *Die Soziologie und der Mensch*. Opladen: Westdt. Verlag, 37–54
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Mahlmann, Regina (1991): Psychologisierung des »Alltagsbewußtseins«. Die Verwissenschaftlichung des Diskurses über Ehe. Opladen: Westdt. Verlag
- Martens, Wolfgang (1971): *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen moralischen Wochenschriften*. Stuttgart: Metzler
- Mauser, Wolfram (1991): Freundschaft und Verführung. Zur inneren Widersprüchlichkeit von Glücksphantasien im 18. Jahrhundert. Ein Versuch, in: W. Mauser/B. Becker-Cantarino (Hg.), *Frauenfreundschaften – Männerfreundschaften. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer, 213–235
- Mauser, Wolfram (2000): Geselligkeit. Eine sozialetische Utopie des 18. Jahrhunderts, in: Ders., *Konzepte aufgeklärter Lebensführung. Literarische Kultur im frühmodernen Deutschland*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 17–49
- Mauser, Wolfgang/Meyer-Krenteler, Eckhardt (1991): Bibliographie (Freundschaft im 18. Jahrhundert), in: W. Mauser/B. Becker-Cantarino (Hg.), *Frauenfreundschaften – Männerfreundschaften. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer, 311–342
- Meyer-Krentler, Eckhardt (1984): *Der Bürger als Freund: Ein sozialetisches Programm und seine Kritik in der neueren deutschen Erzählliteratur*. München: Fink

Johannes F. K. Schmidt

---

- Mittner, Ladislao (1962): Freundschaft und Liebe in der deutschen Literatur des 18. Jahrhundert, in: A. Fuchs/H. Motekat (Hg.), Stoffe, Formen, Strukturen: Studien zur deutschen Literatur. Hans Heinrich Borchardt zum 75. Geburtstag. München: Hueber, 97–138
- Nünning, Vera (1996): Die Kultur der Empfindsamkeit: Eine mentalitätsgeschichtliche Skizze, in: A. Nünning (Hg.), Eine andere Geschichte der englischen Literatur: Epochen, Gattungen und Teilgebiete im Überblick. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, 107–126
- Oliker, Stacey J. (1998): The modernisation of friendship: individualism, intimacy, and gender in the nineteenth century, in: R. Adams/G. Allan (eds.), Placing friendship in context. Cambridge: Cambridge UP, 18–42
- Rasch, Wolfdietrich (1936): Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts vom Ausgang des Barock bis zu Klopstock. Halle/Saale: Niemeyer
- Reinlein, Tanja (2003): Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale. Würzburg: Königshausen & Neumann
- Salomon, Albert (1979): Der Freundschaftskult des 18. Jahrhunderts in Deutschland: Versuch zur Soziologie einer Lebensform, in: Zeitschrift für Soziologie 8, 279–308
- Saße, Günter (1996): Die Ordnung der Gefühle. Das Drama der Liebesheirat im 18. Jahrhundert. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft
- Sauder, Gerhard (1974): Empfindsamkeit, Bd. 1: Voraussetzungen und Elemente. Stuttgart: Metzler
- Sauder, Gerhard (1980): Empfindsamkeit, Bd. 3: Quellen und Dokumente. Stuttgart: Metzler
- Sauder, Gerhard (1983): Empfindsamkeit und Frühromantik, in: S. Vietta (Hg.), Die literarische Frühromantik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 85–111
- Sauder, Gerhard (1990): Empfindsamkeit – Sublimierte Sexualität, in: K. P. Hansen (Hg.), Empfindsamkeiten. Passau: Wissenschaftsverlag Richard Rothe, 167–177
- Scharnowski, Susanne (1996): Rhetorik des Herzens. Zu einem Dilemma der Empfindsamkeit, in: H. Haferland/I. Paul (Hg.), Höflichkeit. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 52. Osnabrück: Druckhaus Dresden, 105–123
- Schnegg, Brigitte (2001): Gleichgestimmte Seelen. Empfindsame Inszenierung und intellektueller Wettstreit von Männern und Frauen in der Freundschaftskultur der Aufklärung, in: Werkstatt Geschichte 28, 23–42
- Schnell, Rüdiger (2002): Sexualität und Emotionalität in der vormodernen Ehe. Köln/Weimar/Wien: Böhlau
- Schrader, Wolfgang H. (1984): Ethik und Anthropologie in der englischen Aufklärung. Hamburg: Felix Meiner
- Schrader, Wolfgang H. (1990): Sympathy und Sentiment, in: K. P. Hansen (Hg.), Empfindsamkeiten. Passau: Richard Rothe, 33–42
- Schrader, Wolfgang H. (1993): Pietismus, in: V. Meid (Hg.), Literatur Lexikon: Begriffe, Realien, Methoden, Bd. 14. Gütersloh: Bertelsmann, 208–216
- Schröter, Michael (1985): »Wo zwei zusammenkommen in rechter Ehe ...«: Sozio- und psychogenetische Studien über Eheschließungsvorgänge vom 12. bis 15. Jahrhundert. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe im 18. Jahrhundert

- Schröter, Michael (1991): Zur Intimisierung der Hochzeitsnacht im 16. Jahrhundert. Eine zivilisationstheoretische Studie, in: H.-J. Bachorski (Hg.), *Ordnung und Lust: Bilder von Liebe, Ehe und Sexualität in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Trier: WVT, 359–414
- Silver, Allan (1997): Two different sorts of commerce – friendship and strangership in civil society, in: J. Weintraub/K. Kumar (eds.), *Public and private in thought and practice. Perspectives on a grand dichotomy*. Chicago/London: University of Chicago Press, 43–74
- Smith-Rosenberg, Carrol (1975): The female world of love and ritual: relations between women in nineteenth-century America, in: *Sings. Journal of Women in Culture and Society* 1, 1, 1–29
- Stichweh, Rudolf (2000): Semantik und Sozialstruktur: Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung, in: *Soziale Systeme* 6, 237–250
- Stone, Lawrence (1977): *The family, sex and marriage in England, 1500–1800*. London: Weidenfeld & Nicolson
- Szondi, Peter (1973), *Die Theorie des bürgerlichen Trauerspiels im 18. Jahrhundert. Der Kaufmann, der Hausvater und der Hofmeister*. Frankfurt a.M.
- Tenbruck, Friedrich (1964): Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16, 431–456
- Viering, Jürgen (1997): Empfindsamkeit, in: K. Weimar (Hg.), *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, Bd. I*. Berlin/New York: de Gruyter, 438–441
- Vollhardt, Friedrich (1991): Freundschaft und Pflicht: Naturrechtliches Denken und literarisches Freundschaftsideal im 18. Jahrhundert, in: W. Mauser/B. Becker-Cantarino (Hg.), *Frauenfreundschaften – Männerfreundschaften. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer, 293–309
- Vollhardt, Friedrich (2001): *Selbstliebe und Geselligkeit: Untersuchungen zum Verhältnis von naturrechtlichem Denken und moralpädagogischer Literatur im 17. und 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer
- Wallmann, Johannes (1990): *Der Pietismus*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Weber, Arndt (2001): *Affektive Liebe als rechte eheliche Liebe in der ehedidaktischen Literatur der frühen Neuzeit: Eine Studie unter besonderer Berücksichtigung der Exempla zum locus Amor Coniugalis*. Frankfurt a.M./Berlin et al: Lang
- Wegmann, Nikolaus (1988): *Diskurse der Empfindsamkeit: Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart: Metzler
- Willems, Marianne (1999): Vom »bloßen Menschen« zum »einzigartigen Menschen«. Zur Entwicklung der Individualitätssemantik in Rationalismus, Empfindsamkeit und Sturm und Drang, in: H. Willems/A. Hahn (Hg.), *Identität und Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 102–137
- Wright, Paul H. (1982): Men's friendship, women's friendship and the alleged inferiority of the latter, in: *Sex Roles* 8, 1, 1–20
- Zedler, Johann Heinrich (1961–64): *Grosses vollständiges Universal Lexicon Aller Wissenschaften und Künste*. Halle/Leipzig: Zedler (1732–54). Reprint Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt

